

PETER AUER

Überlegungen zur Bedeutung der Namen aus einer
„realistischen“ Sichtweise

ÜBERLEGUNGEN ZUR BEDEUTUNG DER NAMEN AUS EINER 'REALISTISCHEN' SICHTWEISE*

J.C.P. Auer (Konstanz)

1.

Über (Eigen-)Namen ist in der Linguistik in den letzten Jahren viel gearbeitet worden. Die folgenden Bemerkungen müßten deshalb überflüssig sein – es sei denn, Peter Hartmann hätte recht mit seiner Vermutung, daß im "hier global benannten Sektor der Bedeutungsphänomene die Phase (und Arbeit) einer eigentlichen *Heuristik* bisher, zumindest im Bereich der Sprachwissenschaft, noch keineswegs abgeschlossen ist, anders gesagt, daß man das, was dort alles möglich ist (d.h. faktisch vorkommt) noch nicht ernsthaft zur Kenntnis genommen hat, oder aber, aus welchem Grund immer, in andere Zuständigkeiten abgegeben hat" (Hartmann 1982). Es scheint, daß sich die Frage, ob und wo die gegenwärtige linguistische Semantik reduktionistisch verfährt, am besten dadurch beantworten läßt, daß man einmal die tatsächliche Verwendung der jeweiligen sprachlichen Strukturen mit all ihren Schattierungen in das Blickfeld rückt, daß also die Grundform des Sprechens und der Sprache, nämlich der Dialog (Hartmann 1979: 364) zum Ausgangspunkt aller Überlegungen gemacht wird. Hier muß die von Peter Hartmann so nachdrücklich geforderte "realistische Sprachwissenschaft" ansetzen, um zum einen möglichst weit "in Richtung auf Einbeziehung der Voraussetzungen und Konsequenzen, von konkreten Bedingungen und Wirkungen" (Hartmann 1979: 364) vorzustoßen und dadurch zum anderen "aufgrund einer möglichst realitätsnahen Kenntnis der Gegenstandsmaterie Erkenntnisse zu erarbeiten, die einsetzbar und nützlich sind für die Bewältigung und Verbesserung außerwissenschaftlicher Bedarfslagen" (Hartmann 1980: 255).

Ein winziger Ausschnitt der alltäglichen sprachlichen Realität sind die folgenden Transkripte scheinbar banaler Gesprächsfetzen aus drei Konversationen¹:

* Wichtige Anregungen habe ich von den Mitgliedern der Konstanzer Arbeitsgruppe Konversationsanalyse erhalten, insbesondere von Susanne Uhmann.

¹ Die Transkriptionskonventionen werden in Auer & Uhmann (1982) erklärt. Einige Hinweise:

- : kurze Pause (unter 0.2 Sekunden)
- (.) : phonetische Pause (nur im Turn markiert)
- , ? ; . : phonetische Pause mit Angabe der terminalen Intonation (leicht steigend, stark steigend, leicht sinkend, stark sinkend)
- / : Abbruch (glottale Verengung)
- = : unmittelbarer Anschluß (ohne phonetische Pause) bzw. Verschleifung (innerhalb des Turns)
- (xxx) : nicht klar verständlich
- [] : intonatorischer Ansatz höher oder niedriger
- h h : Lachen

Von den in diesem Aufsatz verwendeten Materialien stammt ein Ausschnitt (Nr. 6) aus dem Corpus des Konstanzer M.I.G.-Projekts ("Muttersprache italienischer Gastarbeiterkinder"), die übrigen aus einem eigenen Corpus von Alltagsgesprächen.

(1) ((T. berichtet aus einer Seminarsitzung))

- 01 T.: irgendjemand hat gekwatscht, ich war unheimlich
 02 sauer, der Irrlitz machte auf einmal sone blöde
 03 Anspielung – als ob die:/ die: –
 04 wie heißt die no=mal die da Sport studiert; – –
 ((prestissimo)) ((rit.))
 05 die (mit) den kräuseligen Haaren
 06 (Heidi)=
 07 B.: =ne ne=ne (ich weiß wen du meinst) –
 08 ja
 09 T.: die sachte – äh : – sie fänd es ((etc.))
 (KÖLN 2555, 1)

(2) ((X. und S. unterhalten sich über einen Kurs))

- 01 X.: ?mja die die was sang des sin sowieso immer dieselben; –
 02 (da) ?hm ((Räuspern)) (ganz) gleich bei wem,
 03 (1.0)
 04 S.: a=ich weiß=nich, =
 ((pp))
 05 X.: =| das (i)s der Karljürgen:, [und=ab=un=zu mal ddie –
 06 ?h Beata, – [und ab=und=zu mal der
 07 (1.0)
 08 (.)/ich verwe/geß dem sein Namen immer –
 09 S.: wweer?
 10 X.: wie heißt der no mal Joghurt, – –
 11 S.: wie? –
 ((f))
 12 X.: a nich Jog [hurt sondern?
 13 S.: [huch! hhhh] Sigurt
 ((mp))
 14 X.: Sigurt, ^onaja^o
 15 S.: [h h h h h h h
 ((Thema wird nicht fortgesetzt))

(ANS WERK 6/7)

- (3) 01 Re.: ich wollt=dich wegen dem Psycho (.) Osterhasen
 02 fragen, ?mh – o:b Du=da=tätsächlich den Osterhasen
 ((acc.)) ((rit.))
 03 spielen würdest
 04 Ro.: ja/ – ^ods^o / bin (i)=grad schon gefragt [wordn ^ovom^o] –
 05 Re.: [ooh! aha,]
 06 [| vom vom (.) na wie heißt er denn; – na – ?ts
 ((p))
 07 (0.5)
 08 Füßler sag ich immer [(. . . .)/]
 ((mf))
 09 Re.: [?ach der] kommt grad zur Tür
 10 rein ?h
 11 Ro.: fälschlicherweise; also von ihm bin ich gefragt
 12 worden;
 13 Re.: aja;und?
 ((etc.))

(FÜSSLER 1600)

2.

Um mit einer umgangssprachlichen Formulierung des umgangssprachlichen Problems zu beginnen, das in diesen Ausschnitten 'offensichtlich' dokumentiert wird: hier gerät jemand ins Stocken, weil er über eine Person sprechen will, deren Namen ihm gerade nicht einfällt (vgl. die Zeilen (04), (10) bzw. (06)).

Wie konstituiert sich dieses umgangssprachliche Problem im zeitlichen Ablauf der Interaktion? Stellen wir uns einmal zunächst nicht auf den Standpunkt des referierenden Sprechers, sondern auf den des jeweiligen Rezipienten. Für ihn macht sich in der Art und Weise, in der sein Gesprächspartner seinen Turn produziert, eine Diskontinuität bemerkbar: so wiederholt T. im ersten Ausschnitt in Zeile (03) den definiten Artikel *die*, wobei der erste 'Versuch' abgebrochen wird, beide Items einen über das erwartbare Maß hinaus gelängten Vokal enthalten und nach dem zweiten eine nicht durch eine Phrasengrenze sanktionierte kurze Pause entsteht; im zweiten Beispiel zählt der referierende Sprecher eine Reihe von Personen durch namentliche Nennung auf, wobei anstelle der dritten (im Rahmen der spezifischen Produktion einer Liste erwartbaren) Nennung wiederum nach dem definiten Artikel eine mittellange turninterne Pause entsteht; im dritten Beispiel schließlich indizieren das dreimal wiederholte *vom*, die reduzierte Lautstärke und die kurze Pause nach der ersten Anführung der den definiten Artikel amalgamierenden Präposition die Diskontinuität.²

Die genannten Verzögerungsphänomene unterbrechen den Redefluß des Sprechers und geben durch ihre Platzierung um oder auf dem definiten Artikel dem Rezipienten ein Indiz dafür, daß ein *referenzielles Problem* besteht – wobei aber über die genaue Art dieses Problems noch nichts gesagt ist. Verzögerungsphänomene sind in diesem Sinn also funktional: sie sind nicht nur (und manchmal überhaupt nicht) 'Symptome' einer psychologisch interessanten Planungsschwierigkeit, die sozusagen vor der kommunikativen Realität des Dialogs im Kopf des Sprechers zu lokalisieren ist. Vielmehr sind sie interaktiv verwertbar und wertvoll, indem sie als konversationelle 'Achtung! Gefahrenstelle!'-Schilder den Rezipienten auf das vorbereiten, was nun folgen kann – sehr häufig ist es eine von beiden Teilnehmern zu tragende Reparatursequenz.³ (Was die Verzögerungen auf das referenzielle Problem bezieht, ist ihre Platzierung um oder auf die Artikelform. Möglicherweise ist dies eine Erklärung für die fast obligatorische Verwendung des Artikels in solchen Fällen problematischer Eigennamenreferenz.)

Die genaue Spezifizierung des referenziellen Problems, auf das die Verzögerungsphänomene die Aufmerksamkeit des Rezipienten gelenkt haben, erfolgt im nächsten Schritt: im ersten und dritten Beispiel durch eine Struktur, die sich auf den ersten Blick als 'Frage' nach dem Namen der fraglichen Person präsentiert, im zweiten Beispiel zunächst durch ein Eingeständnis der eigenen Vergeßlichkeit durch den Sprecher und – nach Rückfrage durch den Rezipienten – ebenfalls durch ein *wie-heißt-der-nochmal*. Wir werden auf den Status dieses *wie-heißt-der-nochmal* gleich zurückkommen.

Durch die Art und Weise, in der der Sprecher das angekündigte referenzielle Problem auf eines der Namenfindung einschränkt, kommt zu den prosodischen, die Kontinuität seines Redeflusses unterbrechenden Faktoren ein syntaktischer hinzu: der Anakoluth. Das durch

² Eine alternative Methode, auf ein referenzielles Problem hinzuweisen, ist der Gebrauch von *passé-partout*-Wörtern anstelle des Namens. Im Deutschen werden in dieser Funktion v.a. *ding(s)* (für Eigen- und Gattungsnamen, vgl. *und was=sind=die sozialen Typen? (1.0) der: Dings=da*; (ANS WERK 1822, 2)) und *Typ* (für Personennamen) verwendet. Ein italienisches *passé-partout*-Wort für Personennamen, das allerdings durch *tipo* verdrängt wird, ist *tizio*; hier entspricht also die Form des *passé-partout*-Wortes der Form des Wortes, für das es steht (Eigennamen).

³ 'Reparatur' wird hier im konversationsanalytischen Sinn verstanden (vgl. Schegloff, Jefferson & Sacks 1977), d.h. der Begriff umfaßt nicht nur Korrekturen 'falscher' Äußerungen, sondern auch Ergänzungen, Erläuterungen, Reformulierungen, etc.

4.

Doch zurück zu dem Ausdruck *wie-heißt-der-nochmal* und seinem Status als Frage. Sprechaktanalytiker nennen meist als Bedingung für das Gelingen des Sprechakts 'Frage', daß der Fragende davon ausgehen (können) muß, daß der Befragte über das Wissen verfügt, das er von ihm erhalten will. Mit einer solchen Konzeption von Fragen im Hintergrund muß uns der Status der 'Frage' *wie-heißt-der-nochmal* absurd erscheinen. Denn zwar kann der Sprecher voraussetzen, daß der Name des Identifikandums auch dem Rezipienten bekannt ist (ansonsten hätte es keinen Sinn, ihn überhaupt zur Herstellung eines referenziellen Bezugs heranzuziehen), er muß jedoch ebenfalls voraussetzen, daß der Rezipient nicht weiß, was oder wen es überhaupt zu identifizieren gilt. *Wie-heißt-der-nochmal* ist als Sprechakt 'Frage' deshalb sinnlos, weil eine Antwort nur dann geliefert werden könnte, wenn der Gegenstand, auf den das *der* referiert, schon verfügbar wäre; davon geht der Sprecher aber offensichtlich gerade nicht aus, wie sein *wie-heißt-der-nochmal* anstelle einer erwartbaren referenziellen Benennung oder Beschreibung deutlich macht.⁴ Ein zweiter, nachgeordneter Schritt (Ermittlung eines Namens) scheint am falschen Platz organisiert zu werden, nämlich vor der Aktivität, die seine Voraussetzungen liefern könnte. Allem Anschein nach ist *wie-heißt-der-nochmal* also eine mißglückte Frage, eine, die die Bedingungen für den Sprechakt 'Frage' nicht erfüllen.

5.

Nun sind wir ja nur deshalb gezwungen, der Äußerung des Typs *wie-heißt-der-nochmal* in unseren Ausschnitten einen absurden oder sinnlosen Status zuzuschreiben, weil wir sie überhaupt (intuitiv) als Fragen klassifiziert haben und auf diese Weise mit bestimmten Bedingungen vergleichen konnten, die die Sprechaktanalyse für das Gelingen der Fragehandlung postuliert hat. Es könnte sein, daß wir damit auf eine (allerdings weitverbreitete) Verwechslung hereingefallen sind, derzufolge der syntaktische Status eines konversationellen Objekts (syntaktische Frage aufgrund der Fragepartikel *wie* zusammen mit der Wortstellung) auch schon seinen Status als Fragehandlung sicherstellt. Die Kluft zwischen sprachlicher Struktur und sozialer Handlung läßt sich aber nicht ein für alle mal durch einen so bequemen Brückenschlag aus der Welt schaffen.⁵ Beschränken wir uns also einmal darauf, daß *wie-heißt-der-nochmal* in der syntaktischen Form der Frage formuliert ist und fragen wir nun, um welche konversationelle Aktivität es sich dabei handelt.

Zu den Dingen, die wir über die konversationelle Organisation von Fragen wissen, gehört, daß sie in ein spezifisches sequenzielles Format eingebettet werden, nämlich in das der Paarsequenz.⁶ Dies besagt, daß Äußerungen, die vom Rezipienten als Frage interpretiert werden können, an ihn und den Sprecher bestimmte Forderungen hinsichtlich der Organisation des sequenziellen Nachfeldes der Äußerung stellen; so etwa, daß der Sprecher seinen Turn abgibt, sobald die Frage erkennbar formuliert worden ist, daß der Rezipient an die-

⁴ Natürlich können wir und der Sprecher nicht ausschließen, daß dem Rezipienten zufällig oder aufgrund des Kontextes, in dem das referenzielle Problem auftaucht, der intendierte Referent doch schon bekannt ist, er aber (aus welchen Gründen auch immer) ein Verstehenssignal zurückhält. Insbesondere gibt T.s Geschichte in Beispiel (1), X.s Liste in Beispiel (2) und Ro.s vorgestellter Kommentar (daß er nämlich 'das' gerade schon gefragt worden sei) in (3) dem Rezipienten eine gewisse Chance, die Referenz herzustellen. Solche 'erratenen' referenziellen Bezüge sind jedoch insofern für das hier zu entwickelnde Argument unwichtig, als sie offensichtlich vom Sprecher selbst nicht berücksichtigt werden. Er geht davon aus – und macht dies durch sein Verhalten deutlich –, daß er die Referenz als problematisch ansieht, und als rekonstruierende Beobachter müssen wir uns diesem Standpunkt anschließen.

⁵ Vgl. Schegloff (1978).

⁶ Zum Format der Paarsequenz (*adjacency pair*) vgl. die zusammenfassende Darstellung in Schegloff & Sacks (1973: 295f.).

sem Punkt den Turn übernimmt und daß er ein 'passendes' zweites Paarglied, nämlich seine 'Antwort', liefert.

Im Nachfeld unserer *wie-heißt-der-nochmal*-Objekte geschehen ganz andere Dinge. Insbesondere kommt es – obwohl syntaktisch gesehen ein möglicher Turnübergabepunkt erreicht ist – keineswegs zu einem Sprecherwechsel. Der bisherige Turninhaber liefert nach dem *wie-heißt-der-nochmal* in allen Beispielen eine Beschreibung oder tentative Benennung des fraglichen Identifikandums, in keinem Fall übernimmt der andere Teilnehmer den Turn. Besonders bemerkenswert ist dies in den Ausschnitten (3) und (4), in denen nach dem *wie-heißt-der-nochmal* sogar eine Pause entsteht, die den Rezipienten dazu einladen könnte, selbst das Wort zu ergreifen.

Was wir stattdessen finden, sind Strukturen, die für andere Formate typisch sind, nämlich für die *referenzielle Reparaturorganisation*. Entstehen in einer Konversation referenzbezogene Verstehensprobleme, so stehen den Teilnehmern eine Reihe von Möglichkeiten zur Verfügung, um diese Probleme zu bewältigen und – für alle praktischen Zwecke ausreichend – zu beseitigen. Zum Beispiel beobachtet man, daß der referierende Sprecher (ohne Intervention des Rezipienten) einen für problematisch erachteten referenziellen Ausdruck durch elaborierende und klärende Selbstreparaturen verfeinert bzw. revidiert, also dem ursprünglichen Referenzmittel weitere folgen läßt. Eine andere, vom Rezipienten ausgehende Methode zur Bewältigung referenzieller Probleme besteht in expliziten Rückfragen oder anderen reparaturinitiierten Maßnahmen (z.B. Wiederholungen), die den referierenden Teilnehmer auffordern, weitere Referenzmittel nachzuliefern, bis der Rezipient Verstehen signalisiert. Schließlich werden referenzielle Einheiten häufig auch durch beide Parteien gemeinsam problematisiert; dabei bereitet z.B. ein Sprecher eine referenzielle Reparatursequenz durch verschiedene Verzögerungstechniken oder Indexikalitätsmarker wie die demonstrative Artikelform *dies- vor*⁷, das Identifizierungsproblem wird dann vom Rezipienten aufgenommen und explizit gemacht.

Ein typisches Beispiel für eine Passage, in der referenzielle Bezüge problematisch werden, ist der folgende Ausschnitt:

- (5) 01 V.: un=diē: äh: – wei/ diēse nullachtufffzehn w/wohn=
 02 landschaftn=das=is is mir zuwider weißt=du, – –
 03 wie Hilde das so hat; also det=is – – fürchterlich ne, –
 *04 X.: ja meinst du [son:
 05 V.: [die äh (kau)tsch/kennstu (noch) Hildes
 06 Kau:tsch, ((etc.))

(HEIDILEIN 1515,1)

Der Referierende (V.) indiziert die mögliche Inadäquatheit seiner referenziellen Beschreibung im gegebenen Kontext (insbesondere für die gegebene Rezipientin) schon präventiv durch zahlreiche Verzögerungen und die Verwendung von *dieser* und repariert sie selbst (in Zeile (03)) durch eine ergänzende Beschreibung. Trotz dieser Bemühungen signalisiert X. in (04) Nicht-Verstehen und fordert weitere Erläuterungen an.

Vergleicht man die Organisation referenzieller Reparaturen mit den Vorgängen, die in den Ausschnitten (1) bis (4) dokumentiert sind, so ergibt sich eine weitgehende Parallelität: denkt man sich das *wie-heißt-der-nochmal* weg, so bleiben v.a. Strukturen dieses Typs.

Etwa im Beispiel (1): ohne den ersten Teil der Zeile (04) ergibt sich eine Aneinanderreihung von zwei referenziellen Beschreibungen (*die da Sport studiert, die mit den kräuseligen Haaren*) und einer tentativen Benennung (*Heidi*), die vom Rezipienten abgelehnt wird; die

⁷ Vgl. Auer (1981).

problematische Referenzierung wird – wie im Beispiel (5) – durch die verschiedenen Verzögerungsphänomene vorbereitet. In Zeile (07) signalisiert der Rezipient, daß er die fragliche Person identifiziert hat und fordert die Sprecherin durch sein *ja* auf, in der übergeordneten Sequenz weiterzufahren. Läßt man im zweiten Ausschnitt die Zeilen (08/09) sowie (10) (bis auf die approximative Namensnennung *Joghurt*) weg, so enthält die erdachte Version nach diesem offensichtlich problematischen Referenzmittel eine Verbesserung durch die Rezipientin S. in *Sigurt*, durch die sie zu wissen beweist, von wem die Rede ist. Auch im dritten Beispiel ist eine durch verschiedene Techniken vorbereitete tentative Benennung die 'referenzielle Arbeit', die der Sprecher leistet, um dem Rezipienten die Identifizierung des intendierten Referenten zu ermöglichen. Wieder läßt sich die Sequenz leicht so umformen, daß sie dem Ausschnitt (5) parallel wird, wenn man den zweiten Teil der Zeile (06) wegläßt. In (09) gibt der Rezipient zu verstehen, daß er den Referenten identifiziert hat, indem er die beschriebene Person mit der gleichsetzt, die 'gerade' zu diesem Zeitpunkt des Telefons das Zimmer betritt. Das vierte Beispiel, in dem nicht auf eine Einzelperson, sondern auf eine Gattung in problematisierter Weise referiert wird, reduziert sich nach unserer Weglaßprobe (nach den vorbereitenden Verzögerungen, die in diesem Fall sehr massiv durch das 'Stottern' in Zeile (03) unterstrichen werden) auf eine Um-/Beschreibung der Gattung, dann eine approximative Benennung durch den dialektalen Gattungsnamen⁸ und schließlich die standardsprachliche Benennung.

Ein vorläufiges Ergebnis ist also: *wie-heißt-der-nochmal* ist keine mißglückte Frage nach einem Namen, sondern Vorlauf-Element zu einer (noch im gleichen Turn produzierten) problematisierten Referenzierung oder Referenzierungssequenz. Sequenziell gesehen trennt der Vorlauf die fortlaufende Sequenz von einer ihr subordinierten Struktur ab, die der Herstellung eines referenziellen Bezugs dient und die mit der Identifizierung des Referenten durch den Rezipienten zu Ende gebracht wird.

Wie kann ein Rezipient diesen Status des *wie-heißt-der-nochmal* erkennen, also zum Beispiel verstehen, daß es sich – obwohl die entsprechenden syntaktischen Merkmale vorliegen – nicht um eine Frage handelt, die seine Antwort konditionell relevant machen würde? In den Ausschnitten (1) und (2) stellt sich dieses Problem kaum: der Sprecher ist in diesen Fällen nämlich nicht bereit, nach dem *wie-heißt-der-nochmal* den Rezipienten überhaupt zu Wort kommen zu lassen. Er führt seinen Turn vielmehr ohne Unterbrechung fort und geht zur Organisation des referenziellen Ausdrucks über. In den Ausschnitten (3) und (4) hingegen entsteht eine Pause, in der der Rezipient den Turn übernehmen könnte. Warum also tut er es nicht? Die Antwort ist natürlich: weil die Äußerung des anderen Teilnehmers nicht in einer Weise organisiert ist, die sie als abgeschlossene semantische Einheit ausweisen würde. Vielmehr enthält der Ausdruck *wie-heißt-der-nochmal* mit dem Pronomen *der* ein Element, dem, gerade weil es sich auf die herzustellende Referenz bezieht, die durch Verzögerungen und Anakoluth als problematisch ausgewiesen worden ist, genausowenig eine referenzielle Bedeutung zukommen kann. Wenn nun aber der Sprecher zu verstehen gibt, daß seine Äußerung semantisch noch unvollständig ist, so ist auch dann für den Rezipienten ersichtlich, daß kein Sprecherwechsel am Platze ist, wenn syntaktisch (und eventuell prosodisch, wie in (3) und (4)) ein Abschluß erreicht ist.⁹ Der durch das Pronomen bedingte of-

⁸ *Rußla* als Bezeichnung für eine Hunderrasse wird in Volleth (Hrsg.) (1973) als Bestandteil des Stadtdialekts von Nürnberg erwähnt (S. 31). Die Sprecherin O. stammt aus Bamberg, lebt jedoch seit langer Zeit in der Oberpfalz.

⁹ Obwohl die Äußerung aufgrund des in ihr enthaltenen Pronomens semantisch unvollständig ist, ist das Pronomen doch auf keinen Fall 'leer'. Die bereits produzierte Artikelform erlaubt zum Beispiel bereits die Zuschreibung der semantischen Kategorien 'Gattung' vs. 'Person' und im letzteren Fall 'männlich' vs. 'weiblich'. Außerdem gibt der vorangegangene Kontext manchmal schon eine Identifizierungshilfe.

fene Charakter der Äußerung verweist den Rezipienten vielmehr auf die weiteren, nun erwartbaren Elemente des Turns des gegenwärtigen Sprechers, die – im Rückblick – eine im lokalen Kontext vollständig interpretierbare Einheit schaffen können. Die kataphorische Pronominalisierung gibt dem *wie-heißt-der-nochmal* also gerade den Charakter eines Vorlaufs; indem sie auf etwas verweist, was erst noch produziert werden muß, bindet sie ihn an diese kommenden Äußerungsteile an und schafft somit die inhaltliche Kohäsion, die den Turn des referierenden Teilnehmers auch über die Pause hinweg zusammenhält.

Es stellt sich nun also heraus, daß *wie-heißt-der-nochmal* keineswegs eine (mißglückte) Fragehandlung ist; während nämlich im Falle einer Frage eine 'Antwort' des anderen Teilnehmers konditionell relevant wäre, sind im Falle unseres Vorlaufs gerade weitere Äußerungen des Sprechers erwartbar.¹⁰

Anaphorisches Rückverweisen und kataphorisches Vorwärtsverweisen sind linguistische Korrelate der Verstehensprozesse, die in der Ethnomethodologie unter dem Begriff der prospektiv-retrospektiven Orientiertheit der Sinnggebung¹¹ zusammengefaßt werden. Prospektiv-retrospektive Orientiertheit der Sinnggebung bedeutet: Verstehen läuft mit der Produktion des Gesagten nicht synchron; vielmehr verwenden die Teilnehmer einerseits, um das zu interpretieren, was sie gerade hören, Strukturen, die bereits weiter zurückliegen, und schließen andererseits die Interpretation des Gesagten nicht während sie es hören ab, sondern warten auf spätere Äußerungsbestandteile, die in der Rückschau frühere (besser) verständlich machen können.

6.

Je nachdem wie der Sprecher den (ersten) folgenden referenziellen Ausdruck an den Vorlauf *wie-heißt-der-nochmal* anschließt, müssen wir nun zwei Fälle unterscheiden. Entscheidend ist dabei die schon erwähnte Pause, die in den Ausschnitten (3) und (4) vorkommt, in (1) und (2) hingegen fehlt.

Betrachten wir zunächst die Ausschnitte (1) und (2) noch einmal genauer. Kataphorischer Vorlauf und das Pronomen auffüllendes (oder aufzufüllen versuchendes) Referenzmittel werden hier als prosodische Einheit eingeführt. Und obwohl es richtig ist, daß der Vorlauf alleine in einer Weise organisiert wird, die ihn als semantisch unabgeschlossen ausweist, kann der Rezipient doch die gesamte, intonatorisch gut abgegrenzte Struktur eben dann 'beantworten', wenn er aufgrund der gegebenen Referenzmittel in der Lage ist, die Referenz herzustellen und somit das pronominalisierte Subjekt des Vorlaufs retrospektiv referenziell zu interpretieren.

¹⁰ Aufgrund der bisherigen Analyse läßt sich in den zitierten Materialien ein weiterer Kandidat für den Typ der *wie-heißt-der-nochmal*-Aktivität ausmachen, der strukturell ganz anders aussieht, insbesondere auch syntaktisch nicht als Frage eingestuft werden kann: die Äußerung (. . . .) / *ich verwe/ geß dem sein Namen immer* in (2:08). Der weitere Verlauf dieser Sequenz – nämlich das *wer?* der Rezipientin nach einer Pause – scheint zunächst unserer Behauptung zu widersprechen, die projektive Kraft des kataphorischen Pronomens (in diesem Fall *dem sein*) lasse einen Sprecherwechsel nach der Produktion des Vorlaufs nicht zu. Wenn man genauer hinsieht, erweist sich das *wer?* der Rezipientin jedoch nicht als Versuch, den Turn für sich zu beanspruchen, sondern als (die Pause reparierende) Aufforderung an den gegenwärtigen Sprecher, wie erwartbar in seiner Äußerung weiterzufahren. Es bleibt die Frage, warum in diesem Abschnitt gleich zwei *wie-heißt-der-nochmal*-Vorläufe verwendet werden. Eine Hypothese ist, daß die spezifische Form der Referenzierung eine Rolle spielt, insbesondere die Verballhornung des Namens durch die approximative Benennung *Joghurt*. Sie wird von der Rezipientin als 'witzig' eingestuft (vgl. ihr Lachen in 13/15) und war vom Sprecher wohl auch so geplant. Möglicherweise setzt er die Verdopplung des Vorlaufs als rhetorische Strategie ein, um sein kleines Wortspiel wirkungsvoll (d.h. als Höhepunkt nach langsamer Steigerung) zu organisieren. Die doppelte Kataphorik und Verweigerung der unmittelbaren Reparatur des kataphorischen Pronomens im ersten Fall sind sicherlich in der Lage, den Fokus der Aufmerksamkeit der Rezipientin in sehr starkem Maß auf den referenziellen Ausdruck *Joghurt* zu richten.

¹¹ Vgl. Garfinkel (1967: 80–85 *et passim*).

Aus der prosodischen Einheit von Vorlauf und Referenzierung(sversuch) läßt sich der Schluß ziehen, daß beide zusammen an den Rezipienten gerichtet sind und für ihn geplant waren. Anders in (3) und (4). Auch hier macht ein kataphorisches Pronomen die Angabe referenzieller Beschreibungen oder Benennungen durch den Sprecher erwartbar. Diese Erwartung wird jedoch zunächst – nämlich für die Dauer der Pause – enttäuscht: der Sprecher verzögert die erwartbare Folgehandlung. Durch die Pause werden Vorlauf und schließlich doch folgender referenzieller Ausdruck zu zwei prosodisch selbständigen Einheiten.

Der Sprecher scheint sich also zunächst mit dem *wie-heißt-der-nochmal* zu begnügen; er blendet die Bedürfnisse des Rezipienten nach retrospektiver Klärung der Referenz des Pronomens aus. Gerade diese Verzögerung einer erwartbaren nächsten Aktivität löst nun Inferenzen des Rezipienten aus. Wenn die Äußerung, wie die Inkongruenz zwischen kataphorischem Pronomen und tatsächlichem Schweigen indiziert, inhaltlich nicht für den Rezipienten bestimmt ist, an wen richtet sie sich denn? Es bleibt nur eine Antwort: an den Sprecher selbst. *Wie-heißt-der-nochmal* wird durch die nachfolgende Pause als Teil eines Selbstgesprächs des referierenden Sprechers ausgewiesen. (Eng verwandt mit den an sich selbst gerichteten Vorläufen sind die Interjektionen *na* und *naja* in beiden Beispielen; Goffman (1978) hat solche Äußerungen als 'response cries' analysiert und als Elemente von Selbstgesprächen interpretiert.)

Selbst wenn der *wie-heißt-der-nochmal*-Vorlauf durch die ihm folgende, vom Sprecher zu 'verantwortende' Pause zu einem Bestandteil eines Selbstgesprächs gemacht wird, ist er doch für den Ablauf der Interaktion nicht a-funktional. Allerdings ist seine Funktion etwas anders als die in den ersten beiden Beispielen. Er gibt dem Rezipienten Einsicht in etwas, was ihm naturgemäß nur indirekt zugänglich ist, obwohl es die allergrößte Bedeutung für sein eigenes Verhalten hat: die Gedanken seines Partners. Der Sprecher läßt erkennen, womit er zum Zeitpunkt der Produktion des Vorlaufs in seinen Gedanken beschäftigt ist, nämlich damit, den entsprechenden Namen verfügbar zu machen. (Zum Vergleich: in (1) und (2) ist es durchaus möglich, daß der Sprecher sich zum Zeitpunkt der Vorlaufproduktion mit der Nicht-Verfügbarkeit des Namens schon abgefunden hat und sie nur noch kundtut.)¹²

7.

Obwohl das Referenzierungsproblem in den zitierten Ausschnitten im Mittelpunkt steht, gibt es einige Indizien dafür, daß auch die Namensfindung ein Problem für die Teilnehmer darstellt. Zu diesen Indizien gehört, daß in zweien der Beispiele (nämlich in (2) und (4)) der fragliche (Personen- oder Gattungs-)Name schließlich ermittelt wird. Freilich sind die ermittelten Namen kaum Kandidaten für 'Antworten' auf die 'Frage' *wie-heißt-der-nochmal*; in (2) scheint es vielmehr die unvollständige und zur Vervollständigung auffordernde 'Frage' (?) in Zeile 12 (*nich Joghurt sondern?*) zu sein, die als unmittelbarer Vorgänger für die Namennennung in Zeile (13) zu gelten hat, im Ausschnitt (4) ist es der Sprecher/Referierende selbst, der den Namen schließlich liefert, nicht der vermeintliche 'Befragte'. Ein zu dem *wie-heißt-der-nochmal*-Vorlauf passender Name wird auch im ersten Ausschnitt vom Referierenden vorgeschlagen, hier jedoch vom Rezipienten abgelehnt.

¹² Der genannten Unterscheidung korrespondiert, daß sich der Rezipient in (3) und (4) nicht an der Namensfindung beteiligt und sich auch nicht – wie B. im Ausschnitt (1) – durch bestimmte zusätzliche Aktivitäten (*ich weiß wen du meinst*) an einer entsprechenden Verpflichtung orientiert. Hier ist die Nichtverfügbarkeit des Namens ausschließlich Sache des Sprechers.

Zu dem *wie-heißt-der-nochmal*-Vorlauf des zweiten Typs (Selbstgespräch) gibt es in anderen Sequenzen Entsprechungen; zum Beispiel beobachtet man am Beginn von Wegauskünften oft den Vorlauf *wie-soll-ich-das-erklären*.

In diesem Fall ist dem dritten Teilnehmer, an den sich Dn. wendet, das Konzept bekannt, dessen italienischer Name der Sprecherin gerade nicht einfällt: es wird ihm auf deutsch mitgeteilt. Auch hier ist die Benennungsfähigkeit für die Zuschreibung von Kompetenzen (sprachlicher Art) relevant: Dn. stellt durch die beobachtete Abwicklung der Sequenz ihre geringere Kompetenz im Italienischen (verglichen mit dem Deutschen) zur Schau.

9.

Indem die Sprecher auf die Nicht-Verfügbarkeit eines Namens hinweisen, bereiten sie eine problematische Referenzierung vor, entweder indem sie auf die nun folgenden Referenzmittel verweisen, die vom Rezipienten zur retrospektiven 'Auffüllung' des kataphorischen Pronomens verwendet werden sollen, oder indem sie (zusätzlich) dem Rezipienten einen mentalen Suchvorgang des Referierenden nach dem Namen transparent machen.

Die entscheidende Frage bleibt jedoch, warum die referierenden Sprecher überhaupt auf die Nicht-Verfügbarkeit eines Namens aufmerksam machen, obwohl sie im folgenden sowieso auf andere Referenzmittel ausweichen. Warum wird nicht einfach – wie etwa im Ausschnitt (5) – das referenzielle Problem bewältigt, ohne daß der Name überhaupt ins Spiel gebracht würde? Warum machen die Sprecher durch ihr Verhalten die Referenzmittel, die sie nach dem *wie-heißt-der-nochmal*-Vorlauf produzieren, zu Referenzmitteln 'zweiter Wahl', zu 'schlechteren Alternativen'?

Es scheint, daß die Sprecher sich an einer konversationellen Präferenz für Namen orientieren, die diese zu ausgezeichneten Referenzmitteln macht, neben denen andere (zum Beispiel Kennzeichnungen) nur zweitrangig sind; und daß sie die Gültigkeit dieser Präferenz auch noch dann unter Beweis stellen, wenn sie ihr tatsächlich gar nicht folgen (können).

Der ausgezeichnete Status der Namen geht – das haben Sacks und Schegloff (1979) gezeigt – darauf zurück, daß sich in ihnen zwei verschiedene und in anderen Fällen einander manchmal auch widersprechende Prinzipien des Referierens optimal zur Deckung bringen lassen: das Prinzip der Minimierung der referenziellen Mittel, das besagt, daß die kürzeste Methode, die Referenz herzustellen, vorzuziehen ist, und das Prinzip des Rezipientenzuschnitts der sprachlichen Handlungen des Turninhabers ("recipient design"), das ihre bestmögliche Orientierung an dem jeweiligen Gesprächspartner fordert. Im Bereich der Referenz bedeutet es, daß solchen referenziellen Mitteln der Vorzug zu geben ist, die dem Rezipienten die Identifizierung des fraglichen Gegenstandes ermöglichen; 'definite' Referenzmittel sind also den 'indefiniten' vorgeordnet.

10.

Hinter dieser Präferenz für Namen, die zunächst einmal der optimalen Übermittlung von Information zugute kommt, indem sie den Referierenden auf dasjenige Referenzmittel verpflichtet, das in kürzester Zeit mit der größten Aussicht auf Erfolg produzierbar ist, verbirgt sich aber noch eine andere, weniger 'technische' Relevanz. Betrachten wir dazu den folgenden Fall:

Feldnotiz: Eine junge Frau kommt in ein Geschäft für Kfz-Ersatzteile und verlangt ein kompliziertes Teil durch Benennung mit dem fachsprachlichen Terminus. Der Verkäufer initiiert trotzdem eine referenzielle Reparatursequenz (*ja meinen Sie . . .*), in der das Ersatzteil umständlich beschrieben werden muß. Die Referenzierungsse-

nungsproblem) kann das Benennungsproblem insofern als sekundär angesehen werden, als die Sequenz auch abgeschlossen werden kann, wenn zwar die Referenz hergestellt, der Name jedoch nicht ermittelt worden ist (vgl. (1) und (3)). Wann dies geschieht, könnte nur durch eine genaue Analyse der Terminierung der Seitensequenz herausgefunden werden, die jedoch den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde.

quenz wird vom Verkäufer dadurch abgeschlossen, daß er als Erkennungssignal eben die Benennung gibt, die die Frau zu Beginn verwendet hatte.

Der männliche Verkäufer behandelt die Kundin so, wie sie seiner Meinung und vielleicht Erfahrung nach sein sollte: inkompetent in den Feinheiten des Autoreparaturgeschäfts, über das Verkäufer in Kfz-Ersatzteilelagern mehr wissen als ihre Kunden, und Männer mehr als Frauen. Daß die betreffende Kundin sich entgegen seinen Erwartungen benimmt und damit seine überlegene Kompetenz in Frage stellt, wird dadurch ungeschehen gemacht, daß der Verkäufer sich so verhält, als ob die korrekte Benennung des Ersatzteils nicht erfolgt sei.

Die Fähigkeit, die Dinge beim Namen zu nennen, ist also ein Zeichen für soziale Kompetenz. Diese Kompetenz kann ganz verschiedener Art sein: im eben besprochenen Beispiel gehört sie bereits in den Bereich des Fachhandwerks und korrespondiert dabei mit der Verwendung einer Fachsprache, deren Beherrschung gerade ein Teil des Wissens ist, auf das sich dessen soziale Stellung gründet. In anderen, 'selbstverständlicheren' Bereichen des Lebens indiziert die Fähigkeit, die Dinge beim Namen zu nennen, eine allgemeine sprachlich-kulturelle Kompetenz, vielleicht auch das, was man gemeinhin mit Allgemeinwissen bezeichnet (vgl. die Quizfragen).

Auch die Personennamen sind hier leicht einzuordnen: zu wissen, wie gewisse Personen heißen, gehört zu den Wissensbeständen, die die soziale Beziehung des Sprechers zu diesen Personen charakterisieren und dem Rezipienten verdeutlichen. In unseren Ausschnitten (1) und (2) etwa besuchen die Teilnehmer T. und B. bzw. X. und S. das gleiche Seminar; die namentliche Benennbarkeit der anderen Teilnehmer an dem Seminar kann daher als Indiz dafür organisiert und interpretiert werden, wie der Sprecher in das 'soziale Netz' des Seminars integriert ist. Im dritten Beispiel sind die beiden Teilnehmer Mitglieder des gleichen Universitätsinstituts und stellen gemeinsam die Referenz auf ein drittes Mitglied dieses Instituts her. Wiederum ist die Verfügbarkeit des Namens der fraglichen Person ein Zeichen dafür, daß der Sprecher mit dem Referenten in einer sozialen Beziehung steht, die durch Bekanntheit des Namens gekennzeichnet ist.

Sieht man die Verfügbarkeit von Namen nicht nur als eine effiziente Art und Weise an, Information zu übermitteln, so bekommt der *wie-heißt-der-nochmal*-Vorlauf eine weitere, sehr wichtige Funktion, die sich auf die soziale Stellung des Referierenden bezieht. Würde er nämlich nicht darauf hinweisen, daß der betreffende Name 'im Prinzip' verfügbar ist, aber 'im Augenblick' nicht abgerufen werden kann, so würde er zu erkennen geben, daß ihm das 'Benennungswissen' fehlt, das gerade die 'kompetenten' Mitglieder der jeweiligen gesellschaftlichen Struktur auszeichnet. (Das *nochmal* oder *denn* in den meisten Beispielen spielt eine wichtige Rolle, indem es das Benennungsproblem als ein 'augenblickliches' ausweist.)¹⁴

Im gegebenen Kontext ist es also für die Sprecher günstiger, auf die Existenz von Wissensbeständen zu verweisen, aus denen sich die 'moralische' Verpflichtung zur Benennung ableitet, dieser Verpflichtung aber unter Rekurs auf ein momentanes Vergessen nicht nachzukommen, als diese Wissensbestände mitsamt ihrer Nichtverfügbarkeit zu verheimlichen und so formal einer Präferenz zu entsprechen, die die Verwendung von Namen überall dort vorschreibt, wo es möglich ist.¹⁵

¹⁴ Neben dem Verweisen auf die nur momentane Nicht-Verfügbarkeit des Namens lassen sich in den zitierten Ausschnitten auch noch andere Techniken ausmachen, durch die die Nichtbefolgung der Präferenz für Namen relativiert und – in bezug auf ihre sozialen Implikationen – neutralisiert wird. Dazu gehört etwa in (3) der Verweis auf einen privaten Alternativnamen (*Füßler sag ich immer (. . . .) fälschlicherweise*) oder in (4) der Verweis auf die dialektale Kompetenz der Sprecherin.

¹⁵ In den zitierten Beispielen haben beide Teilnehmer gleichen Zugang zu dem Namen, der dem Sprecher nicht einfällt. Die Beziehung zwischen Referenzierungs- und Benennungsproblem kann anders

11.

Was könnte eine realistische Sprachwissenschaft aus der Betrachtung eines Formats wie des hier besprochenen an Erkenntnissen über die Bedeutung der Namen gewinnen? Unter anderem vielleicht diese: (1) Die – gar nicht so selten geäußerte – Meinung, Namen und Beschreibungen (insbesondere: Eigennamen und Kennzeichnungen) ließen sich dadurch voneinander abgrenzen, daß Beschreibungen, nicht aber Namen kontextabhängig seien, entbehrt jeder Grundlage. Namen sind – wie alle anderen sprachlichen Äußerungen auch – in hohem Maße kontextsensitiv. Die Wissensbestände, die die Fähigkeit der einzelnen Mitglieder ausmachen, Dinge und Personen zu benennen, sind keineswegs gleichmäßig verteilt, sondern lassen sich gesellschaftlichen Strukturen zuordnen, die sich über sie sogar mit definieren. (2) Namen und Beschreibungen sind keine gleichberechtigten Referenzmittel; vielmehr herrscht in Konversationen ein ausgeprägtes Präferenzsystem für erstere. Beschreibungen gelten überall dort, wo alternativ Namen zur Verfügung stehen, als die 'schlechtere Alternative'. (3) Gattungs- und Eigennamen werden – zumindest in dieser Hinsicht – von den Teilnehmern nicht unterschieden. (4) Wenn sie Referenz herstellen, berücksichtigen die Teilnehmer diese sozialen Implikationen des Benennens, von denen deshalb eine nicht-reduktionistische Sprachwissenschaft nicht abstrahieren dürfte.

aussehen und zu einem anderen Format führen, wenn einer der Teilnehmer, etwa der Rezipient, 'autorisierte(re)n' Zugang zu dem jeweiligen Benennungswissen hat.

Bibliographie

- Auer, J.C.P. (1981): "Zur indexikalitätsmarkierenden Funktion der demonstrativen Artikelform in deutschen Konversationen", in: *Sprache: Verstehen und Handeln*, hrsg. von G. Hindelang & W. Zillig (Tübingen), 301–311.
- Auer, J.C.P. & S. Uhmann (1982): "Aspekte der konversationellen Organisation von Bewertungen", *Deutsche Sprache* 10: 1–32.
- Garfinkel, H. (1967): *Studies in ethnomethodology* (Englewood Cliffs).
- Goffman, E. (1978): "Response cries", *Language* 54: 787–815.
- Hartmann, P. (1979): "Die Position W. Admonis aus der Sicht einer realistischen Sprachwissenschaft", *Wirkendes Wort* 29: 353–365.
- (1980): "Das Verhältnis zur Sprache als Thema und Datum einer realistischen Sprachwissenschaft", *Folia Linguistica* 14: 253–282.
- (1982): "Bedeutungsforschung in realistischer Sicht", in: *Festschrift für Karl Schneider*, hrsg. von E.S. Dick und K.R. Jankowsky (Amsterdam).
- Sacks, H. & E. Schegloff (1979): "Two preferences in the organization of reference to persons in conversation and their interaction", in: *Everyday language. Studies in ethnomethodology*, hrsg. von G. Psathas (New York), 15–21, deutsch in: *Sprachstruktur – Sozialstruktur. Zur linguistischen Theoriebildung*, hrsg. von U. Quasthoff (Königstein, 1978), 150–157.
- Schegloff, E. (1978): "On some questions and ambiguities in conversation", in: *Current trends in text-linguistics*, hrsg. von W. Dressler (Berlin – New York), 81–102.
- Schegloff, E., G. Jefferson & H. Sacks (1977): "The preference for self-correction in the organization of repair in conversation", *Language* 54: 361–382.
- Schegloff, E. & H. Sacks (1973): "Opening up closings", *Semiotica* 8: 289–327.
- Volleth, K. (Hrsg.) (1973): *Nürnberger Mundart* (Nürnberg).